

„Rühre Dich nicht
Lass den Wind reden.
So ist das Paradies.“
(Ezra Pound)

Manchmal sind Orte mit Erinnerungen verknüpft, als bliebe etwas von unseren Gedanken, Hoffnungen und Empfindungen an den Dingen haften, als bräuchte die so wenig greifbare Erinnerung einen Ort, an dem man sie aufsuchen kann. Etwas von paradiesischen Erinnerungen ist in den schwebenden Bildräumen von Helm Zirkelbach enthalten. Die Stille seiner Bilder legt Spuren, setzt Zeichen.

Die Serie „Hugärtle“ wirkt fast wie ein Blick ins Paradies – ein kleiner *Garten Eden* unweit des Zumhof? Der Künstler zeigt einen Apfelbaum mit morschen Ästen. Ein Paradies, das uns entgleitet? Von Blatt zu Blatt nimmt der Abstraktionsgrad zu, Schraffuren und Tonabstufungen versetzen die vegetabilen Motive in sanfte Schwingung. Der letzte Zweig hat welke Blätter. Für diese Serie wählte Zirkelbach Titel von poetischer Anmutung: „Im Innern morscher Baumstämme glänzen die Äpfel“, „Meine Blätter sind silbern und meine Felder sind gefrorenes Gras“ – Erinnerungen an das Hohelied werden wach: „Jeden Sommer eine Stütze, jede Stunde schnitze ich den Span“. Wird im Werk des Künstlers das kleine Flurstück „Hugärtle“ etwa zu jenem verzauberten Ort, an dem das erste Menschenpaar sich zur verhängnisvollen Apfelernte entschloss? Im Garten Eden, dem Ort der „Wonne und Lieblichkeit“ lebten einst Adam und Eva. Die Bäume Edens wurden von Gott gepflanzt. Ihre Früchte aber waren eine Lust für die Augen und verlockten die beiden, sie pflückte den Apfel und reichte ihm die Frucht... Da wurden ihnen die Augen aufgetan und sie sahen, dass

sie nackt waren. "Wie ein Apfelbaum unter den Bäumen des Waldes, so ist mein Geliebter", liest man im Hohelied, „...und seine Früchte sind süß in meinem Gaumen“.

Und so ähnelt Zirkelbachs Bildwelt dem Gefilde eines Traums oder des Gedächtnisses, das in Bewegung ist und immer wieder sein Zentrum verschiebt - als lägen die zarten Lasuren wie ein Schleier auf sanft entgleitenden Erinnerungen, als seien seine Bilder ein Instrument zur Aufbewahrung der Zeit.

Die Radierungen Helmut Anton Zirkelbachs sind von eigener Textur. Auslöschungen und Lasuren suggerieren eine vom Fluss der Zeit gezeichnete Fläche. Die sanft verletzten Bildhäute, in denen das Periphere und Zufällige ein ästhetisches Gewicht erhält, wirken immateriell und doch so, als seien sie auf natürliche Weise zustande gekommen. Jeder Punkt, jeder Fleck, jede Leerstelle erzeugt subtile Spannung, steht in Dialog mit anderen Bildteilen oder kapselt sich ab. Sensibel übersetzt der Künstler – der sich viel in der Natur bewegt, um zu entdecken – die Grenzenlosigkeit des Raums in Farb- und Linienspiele. Durchs Paradies aber, so scheint es, haben sich Pflüge gegraben. Wer hat diesen Garten Eden so verwüstet? Vom Segen ist in diesen Bildern nicht mehr viel zu sehen. Krateröde. Grauschwarz der Himmel und ein fahles Licht am Horizont. An manchen Orten wächst nichts mehr, an anderen viel.

Wie zufällig wirkt der Blick des Künstlers auf die Landschaft, die Motive sind nicht herausgehoben, sondern schlicht und verhalten. Seine keineswegs fiktiven Landschaften – es ist immer die Schwäbische Alb – bieten dem Betrachter kaum einen Halt, so dass man im fließenden Sog der Linien förmlich versinkt. Seine Landschaften sind menschenleer, aber nicht verlassen.

Landschaft ist ein ästhetisches Phänomen, dem Auge näher als dem Verstand, der Seele, dem Gemüt und seinen Stimmungen verwandter als dem Geist und dem Intellekt. Die wahre Landschaft ist etwas Gewachsenes, Organisches, Lebendiges. Sie ist uns eher vertraut als fremd und dennoch eher fern als nah, eher Sehnsucht als Gegenwart. Denn das eigentliche Rätsel, auf das seine Landschaftsbilder mit Nachdruck verweisen, ist, dass das nicht Gezeigte zählt.

In einer Rede in Jena verglich Paul Klee den Künstler mit einem Baumstamm, der aus der Tiefe Kommendes sammelt und dann in die Baumkrone – das Kunstwerk – weiterleitet. Niemand, so Paul Klee, würde vom Baum verlangen, dass er die Krone genauso bilde wie die Wurzel und plädierte damals für die Freiheit der Kunst. Schon lange beschäftigt sich Zirkelbach in „Zwiesprache mit der Natur“ mit natürlichen Wachstumsabläufen und Strukturen. Der Künstler benutzt diese als Formensammlung, als Maßstab. Dabei geht es ihm weder um eine mimetische Übersetzung des Gesehenen in seine Kunstwerke, noch um eine Nachahmung der Natur. Mit dem Versuch, ihre Geheimnisse zu ergründen, erstrebt der Künstler eine Neuschaffung, eine Analogie zwischen Natur und schöpferischem Akt. Natur und Kunst, so scheint es, unterliegen den gleichen Gesetzen. Auf malerische Weise erfasst Helm die Wirklichkeit, wobei Landschaft und Abstraktion nicht als Gegensätze, sondern als verwandte Konzepte erscheinen.

Auffallend ist die Dominanz des schwarzen Pigments – Graphit pur, Aquatinta, darunter auch rhythmische Tonfolgen vom Dunklen ins Helle. Dunkelheit trägt stets eine Vorstellung von Raum in sich. Dunkelheit ist schwarzes Licht und befreit von den Blendungen des Tages. Nichts erholsamer als einmal die Augen zu schließen. Das dunkle Unterbewusste gilt als Schatzkammer künstlerischer Ideen. Jeder Schatten, jede Nacht, jedes Schließen der Augen ist ein Erlebnisraum. Zirkelbachs Schwarz ist ambivalent, glänzend und satt oder auch müde und schwer. An Orten des Verschwindens erzählt Helm Geschichten, ohne sie zu erfinden – zitternde schwarze Linien schaffen in lichtem

Raum kleine zeitliche Initialen, „stehende Sekunden“. Aktive und kontemplative Zonen spielen ineinander und zeigen die Gegensätze im Temperament des Künstlers: dunkle Zäsuren stehen neben Feldern von flirrender Leichtigkeit. Erst die Distanz lässt Motive aufscheinen: Herbstblätter, ein offener Himmel, durch Wolken hervorbrechendes Licht. Ein tief liegender Horizont, das Blau des Himmels.

Über einer weiten Wiese sehen wir das Unwetter nahen und die *Wölfe heulen*. Der Künstler behält den Vorsprung, so ist seine ganze Arbeit definiert. Wie aus einem Cockpit blickt man auf unruhige Ebenen, über die sich mitunter schlackenartiges Inkrustament breitet, das in Furchen und Schollen zerfällt oder zurückgelassen aussieht wie wunde Haut – gehen Sie hinunter in den Keller und schauen Sie sich seine Druckplatten an, die tiefen Gräben der Kaltnadel. Auch ohne die Nähe von Vision und Apokalypse verlöre das Werk von Helm Zirkelbach nichts von seiner eindringlichen Präsenz.

Manchmal drängt Schwarz oder Rot über leere Bühnen und rückt den Flucht- und Sogpunkt aller Linien in unbestimmbare Ferne. Szenarien, die sich zwischen Weltenbrand und Erlösung nicht entscheiden mögen: Ruinen, Buschwerk und Baumstücke, die ihre Anteile an Attraktion und Abstraktion, an Ängsten und Verführungen in einer eigenwilligen Stimmung aufbewahren. Raum für Raum kehrt in der ebenso ruhig wie eindrücklich rhythmisierten Ausstellung diese Grundstimmung wieder.

Sichtirritationen kennzeichnen das Werk des Künstlers, perspektivische Strukturen zerbrechen oder enden anarchisch innerhalb vermeintlich logischer Ordnung. Im Taktschlag der Linien scheinen sie wie ein Bruch, ein Riss in der Welt des Sichtbaren. Sanft gefurchte Linien gehen vor und zurück, bilden Haupt- und Nebenwege. Manche offenbaren sich als scheu suchende Striche, die nur andeuten und nicht konkret zu werden wagen. Sie schwingen in zarten Spuren und scheinen aller Zeit enthoben, treiben im Kollektiv und lassen das Auge nicht zur Ruhe kommen. Andere triumphieren als selbstbewusste, nachdrückliche, feste

Linien, sind kurz und wirken ungeduldig – in „eiligem Geschäftsgang“. Unsichtbare Kräfte dynamisieren den Bildraum, messen sich an strenger Ordnung, bäumen sich auf und geben sich hin. Das Chaos und seine Bündelung bestimmen die Bildwelt von Helmut Anton Zirkelbach.

Echolinien und Resonanzformen, oft fugenartig ineinander verschränkt und mit zerfließenden Konturen, scheinen in sich selbst bewegt. Rinnende Zeit, eigentlich ein Charakteristikum der Musik, wird in seinem Werk bildhaft. So wie Adam seinen Garten bestellte, bearbeitet auch der Künstler seinen „Garten“: die Druckplatten, in denen er gräbt und pflügt, mit Säuren wässert und mit Druckfarbe düngt. Seine Früchte sind seine Bilder.

Sie spiegeln das Ungewisse, schildern Schwebezustände zwischen Erscheinen und Verschwinden, zwischen "noch nicht " und "nicht mehr". Er, der die Landschaft durchschreitet, erlebt sich als Teil der Natur, ja, man könnte sagen: er geht über die Erde und wird doch von ihr getragen. So entstehen Bilder von

existentiellem Ernst, von asketischer Strenge und Eleganz, mit zauberhaften Anmutungen in Farbe und Form. Sie verweisen auf die Fraglichkeit all dessen, was ist und bringen eine kleine Notiz von Paul Klee in Erinnerung:

„Im Anfang was war? Es bewegten sich die Dinge sozusagen frei, weder in krummer noch in gerader Richtung. Sie sind unbeweglich zu denken, sie gehn, wohin sie gehn, um zu gehn, ohne Ziel ohne Willen, ohne Gehorsam nur als Selbstverständlichkeit sich zu bewegen.

(...)

Kein hier, kein dort, nur ein Überall.

(...)

nur ein etwas: die Beweglichkeit als Vorbedingung zur Veränderung (...)"

(Paul Klee, Pädagogischer Nachlass)

.

Ricarda Geib